

Sabine Schnabowitz

Friedens
KÄMPFERIN

Von Krisen und Gottvertrauen an der türkisch-syrischen Grenze

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Einige Namen im Buch wurden zum Schutz der Persönlichkeit geändert.

Die Autoreneinnahmen für dieses Buch wird der CVJM Schlesische Oberlausitz e. V. für syrische Kinder in Syrien und der Türkei einsetzen.



© 2022 SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Weiter wurden verwendet:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 in
der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen

Bildnachweis:
Alle Bildrechte liegen bei Sabine Schnabowitz, außer:
Sarah Yona Zweig: S. 4 unten, S. 5, S. 6 oben
Birte Wieda: S. 8 unten

Lektorat: Christiane Kathmann, www.lektorat-kathmann.de
Umschlaggestaltung: Mathea Kitzki, Hildesheim
Titelbild: © Jonas Kinski Photography, www.jonaskinski.de (Porträt); © Unsplash,
Daniel Burka (Gebäude)
Autorenfoto: © Lena Benecke
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6104-6
Bestell-Nr. 396.104

Inhalt

1	—	Loslassen	5
2	—	Die unendliche Treppe	19
3	—	Paranoia – oder wem kann man vertrauen?	35
4	—	Ein zweiter Anfang und ein zweites Ende	53
5	—	Über Nacht	69
6	—	Fünf Fische	83
7	—	Leute wie dich wollen wir hier nicht	95
8	—	Berlin – meine Hoffnung	103
9	—	In die Höhle der Löwen	119
10	—	Salam – Frieden in stürmischen Zeiten	137
11	—	Terrorist oder harmlos?	157
12	—	Die Welten schwimmen	175
13	—	Unberechenbar	195
14	—	Mehr wert als Gold	215
15	—	Ein Ende mit Schrecken	241

16 – Die Wüste lebt	261
17 – Wunder über Wunder	275
18 – Loslassen – immer wieder	281
Danke!	285
Türkische und arabische Vokabeln	289
Anmerkungen	290

Loslassen

»Was ist denn los? Warum geht der Flieger immer noch nicht auf die Startbahn?«, fragte ich mich selbst. Langsam wurde ich nervös. Es war der 7. Dezember 2011. Draußen war es dunkel und es regnete in Strömen, während ich mich im halbwarmen Flieger in meinen Schal einkuschelte und darauf hoffte, bald schlafen zu können. Inzwischen waren wir schon fast eine Stunde hinter dem Abflugplan, das würde den Leuten, die mich mitten in der Nacht am Flughafen von Gaziantep abholen sollten, sicher nicht gefallen. Wahrscheinlich würde die erste Begegnung dadurch etwas getrübt, um es einigermaßen positiv auszudrücken. Meine Laune sank immer weiter in den Keller und die Angst, schon zu Beginn in Gaziantep einen schlechten Eindruck zu hinterlassen, nahm zu.

Die Stimmung im Flugzeug war so gar nicht nach Abflug. Die Lichter waren zwar längst aus, aber alle liefen laut telefonierend mit ihren Handys auf dem Gang herum. Hier und da wurden Beutel mit Pistazien und anderen Leckereien durch die Sitzreihen gereicht und die Lautstärke der Gespräche stieg immer mehr. Dann kam eine Durchsage auf Türkisch, von der ich kein Wort verstand. Mein Sitznachbar erklärte mir, dass zwei Passagiere nicht zum Boarding erschienen waren, ihr Gepäck aber aufgegeben hatten. Nun musste dieses Gepäck

im Bauch des Flugzeugs ausfindig gemacht und zurück zum Flughafen transportiert werden. Danach sollte es aber gleich losgehen, deshalb sollten sich alle schon mal hinsetzen und anschnallen.

Wir beide taten das sofort, die übrigen Passagiere blieben jedoch von der Durchsage völlig unbeeindruckt, liefen weiterhin herum und telefonierten lautstark.

Eine Flugbegleiterin versuchte, für Ordnung zu sorgen. Leider erfolglos. Sie startete erneut eine Durchsage. Wieder ohne Erfolg.

Schließlich kam eine Durchsage auf Deutsch von einer tiefen, sehr ernsten Männerstimme: »Hier spricht der Pilot. Schalten Sie sofort alle Handys aus, setzen Sie sich hin und schnallen Sie sich an. Sonst ist hier gleich was los!«

Ich war völlig überrascht und wusste nicht, ob ich lachen oder doch lieber Angst haben sollte. Bisher hatte ich noch nie erlebt, dass ein Pilot so eine ruppige Ansage machte, um eine Meute unter Kontrolle zu bringen. Aber immerhin zeigte diese Wirkung.

Wenn das in Gaziantep auch so lief, wäre das Leben dort auf jeden Fall nicht langweilig. Alles fühlte sich jetzt schon ganz anders an als bei der Reise vor einem Dreivierteljahr mit meiner Oma nach Antalya.



Antalya im Februar – das war ein besonderer Urlaub gewesen. So etwas hatte ich bisher noch nie gemacht, fünf Sterne all-inclusive wäre mir im Traum nicht eingefallen – aber meiner Oma schon, und sie hatte mich eingeladen. Allein wollte sie ungern eine Flugreise wagen, da sie die Schilder am Flughafen nicht mehr so gut sehen konnte. Ich war es bis dahin eher gewohnt gewesen, auf Abenteuerreise zu gehen, mit dem Rucksack durch Schweden oder irgendwohin, wo ich etwas Sinnvolles tun und Menschen helfen konnte.

Dass diese Reise ins Luxushotel die abenteuerlichsten Folgen haben würde, ahnte ich nicht.

Da es im Februar nur wenige Urlauber gab und das Meer nicht wirklich zum Baden einlud, war es in Antalya anfangs ziemlich langweilig. Das große Hotel wirkte nach ein paar Tagen gar nicht mehr so riesig und spannend wie beim ersten Eindruck. Auch das Büfett, bei dem man Tag und Nacht schlemmen konnte, hat irgendwann seinen Reiz verloren. Eher hatte ich bald das große Bedürfnis, mich zu bewegen, um der vielen Völlerei wenigstens ein bisschen entgegenzuwirken. Also ging es immer den Strand hoch und runter, morgens joggend, mittags spazierend.

An einem Nachmittag, meine Oma hatte sich wie gewohnt nach dem Essen zum Mittagsschlaf hingelegt, spazierte ich wieder alleine am Strand entlang. Diesmal wollte ich Muscheln sammeln. Vielleicht konnte ich damit meiner Oma und der alten Dame, die immer mit uns um acht Uhr am Frühstückstisch saß, eine kleine Freude machen. Es dauerte nicht lange, bis ich fündig wurde. So lief und lief und sammelte und sammelte ich, bis ich viel weiter den Strand entlangelaufen war als je zuvor. Schön sah es hier aus, und endlich kam auch mal ein bisschen Sonne raus.

Als ich mich gerade für eine kleine Pause auf einem großen Stein niederlassen wollte, funkelte mir eine besonders große bunte Muschel entgegen. Sie war so viel schöner als all die anderen in meinen bereits stark gefüllten Händen. Nur wie sollte ich sie aufheben? Ich hatte ja keine Hand mehr frei.

Plötzlich war es, als wenn mir eine Stimme sagte: »Lass los, was du dir angesammelt hast. Ich will dir etwas Besonderes geben.«

Ein paarmal schon hatte es diese Momente in meinem Leben gegeben, die alles verändert hatten. Gott war, seit ich etwa fünfzehn Jahre alt war, ein fester Bestandteil meines Lebens und daran, dass er zu mir reden konnte und wollte, hatte ich keine Zweifel.

Nun stand ich vor der Entscheidung, die Stimme ernst zu nehmen und tatsächlich die Muscheln fallen zu lassen oder den Gedanken einfach beiseitezuschieben. Dass es hier nicht nur um Muscheln ging, sondern eine Symbolik dahintersteckte, war mir sofort klar. Aber was genau das war, wusste ich noch nicht.

Die Neugierde überwog, ich ließ die Muscheln fallen, nahm die eine besondere in die Hand und setzte mich auf den großen Stein in die Sonne. »Was meinst du Gott? Was willst du mir sagen? Hier bin ich nun und hab endlich Zeit, dir, und nur dir, zuzuhören.« Das waren meine Gedanken, mein inneres Gebet.

Prompt kam eine Antwort: »Lass los, was du dir in Deutschland angesammelt hast, und komm in die Türkei. Ich will dich hier gebrauchen.«

Diesen Gedanken fand ich ein bisschen schräg. Ich konnte ja kein Wort Türkisch und Ahnung von diesem Land hatte ich auch keine, denn das Fünfsternehotel in Antalya war sicher nicht repräsentativ für die Türkei und abgesehen von den Spaziergängen am Strand hatte ich bisher kaum was vom Land gesehen. Ich war wirklich nicht prädestiniert für so eine Aufgabe.

Apropos – was für eine Aufgabe überhaupt? Was sollte ich alleine als Frau in so einem fremden Land? Mit diesen vielen Fragen ging ich teils betend, teils kopfschüttelnd, aber auch in freudiger Spannung zurück ins Hotel. Meine schöne Muschel hielt ich fest in der Hand verschlossen.

Der Spaziergang hatte länger gedauert, als ich gedacht hatte, denn meine Oma war längst nicht mehr im Bett, sondern saß Kuchen essend in der Hotellobby. Sie hatte sich gewundert, wo ich war, und sich große Sorgen um mich gemacht, da sie den einheimischen Männern gegenüber etwas misstrauisch war. Vielleicht sollte ich ihr besser nicht von der wundersamen Begegnung am Strand erzählen.

Am Abend wurde es plötzlich etwas lauter im Hotel. Aus dem gläsernen Aufzug heraus sah ich in der Lobby eine Truppe junger Leute. Ich fragte mich, was die wohl hier in dieser, ich hätte fast »Seniorenresidenz« gesagt, zu suchen hatten.

Als der Aufzug im vierten Stock anhielt, stiegen weitere junge Leute zu. Sie sprachen gebrochenes Englisch miteinander, schienen alle aus verschiedenen Ländern zu kommen und hielten mich witzigerweise für eine von ihnen. »Und wo kommst du her?«, fragten sie mich.

»Deutschland«, war meine Antwort.

»Ahh, aus Deutschland sind ja nicht so viele dabei. Und wo arbeitest du?«

»Ähhh ... in Deutschland?«

In mir stiegen immer mehr Fragen auf – aber bei der bunten Truppe um mich herum scheinbar auch.

»Nein, wo arbeitest du in der Türkei?«

»Mhhh, gar nicht. Ich mache hier nur Urlaub.«

Sie lachten über sich selbst und das Missverständnis. Schnell erklärten sie mir, dass sie eine Gruppe von EFDlern seien, die hier im Land für mehrere Monate einen Freiwilligendienst machten und in diesem Hotel eine Schulung bekamen. Manche von ihnen arbeiteten in Schulen, andere sollten Schildkröten am Strand schützen und wieder andere arbeiteten bei Umweltschutzprojekten.

»Das könntest du ja auch mal machen«, schlugen sie mir vor.

Der Europäische Freiwilligendienst war mir nicht unbekannt, zumal eine junge Frau aus Italien uns gerade als EFDlerin im Schulklub in Kodersdorf unterstützte. Daher wusste ich auch, dass man einen solchen Dienst leider nur bis zu einem Alter von maximal 27 Jahren machen konnte. Als ich dies sagte, wurde ich jedoch eines Besseren belehrt: »Nein, nein. Man kann das jetzt bis einschließlich dreißig Jahre machen. Das wurde gerade erst vor ein paar Wochen geändert.«

Nun war ich überrascht und sofort fügte sich in mir das Puzzle des Tages zusammen. Wäre das nicht ein guter Einstieg in Land, Kultur und Sprache? Immerhin war der Europäische Freiwilligendienst ein vertrauenswürdige Dach, wo man versichert war und sogar ein kleines Taschengeld bekam!

Der Urlaub mit meiner Oma ging bald zu Ende. Zurück im vergleichsweise eisigen Februar in Deutschland klemmte ich mich sofort nach dem mühsamen Entzünden des Kachelofens, meiner einzigen Heizmöglichkeit im Görlitzer Altbau-WG-Zimmer, hinter den Computer und recherchierte, wer, wo, wie, wann und wie lange man einen Europäischen Freiwilligendienst in der Türkei machen konnte.

Es schien gar nicht so kompliziert zu sein. Auf der Türkei-Karte mit den Stellenangeboten fiel mein Blick gleich auf die Stadt Gaziantep im Südosten an der syrischen Grenze. Eigentlich war an der Stadt nichts Besonderes. Von Krieg in Syrien war Anfang 2011 noch keine Rede und Gaziantep erschien keineswegs eine bedenkliche Region. Vermutlich war es weit genug weg von jeglichen Touristenhotels, in denen jeder türkische Kellner fließend Deutsch, Englisch und Russisch sprach – also ein guter Ort, um mal so richtig in der Türkei zu sein.

Ich war mir sicher, dass der Europäische Freiwilligendienst keine christlichen Projekte in einem muslimischen Land haben würde, aber ich hatte die Hoffnung, in der Ein-Millionen-Stadt Gaziantep selbst Christen zu finden.

Mit einem Klick öffnete sich das Bewerbungsformular für ein Projekt des EFD. In Windeseile war es ausgefüllt und mit einem weiteren Klick abgeschickt. Nach gerade mal dreißig Minuten kam schon die persönliche Antwort: »Wir würden uns sehr freuen, dich in Gaziantep begrüßen zu dürfen.«



Dass diese Begrüßung neun Monate später mitten in der Nacht stattfinden würde, hätte ich jedoch nicht erwartet und ich war mir den gesamten vierstündigen Flug über nicht so sicher, ob die Leute sich nun immer noch so auf mich freuten.

Mit etwas mehr als zwei Stunden Verspätung und einem knurrenden Magen stieg ich um drei Uhr morgens die Treppen vom Flugzeug hinunter in eine mir völlig fremde Welt. Es war genauso kalt wie in Deutschland und es wehte ein eisiger Wind. Schnell lief ich über das Flughafengelände dem Gebäude mit der offenen Tür entgegen, immer der Menschenmasse aus dem Flugzeug hinterher. Die Schlange an der Passkontrolle war lang und es ging nur schleppend vorwärts. Von allen Seiten schienen die Leute mich zu beobachten und über mich zu tuscheln.

Schließlich fasste sich einer ein Herz und sagte mit lauter Stimme in gebrochenem Englisch zu mir: »This is Gaziantep.« Er musste erst kurz überlegen, bevor er weitersprach: »Here no holiday. Dangerous. Better Istanbul, Antalya.«

In dem Moment wurde mir anders zumute. Ich versuchte meinerseits zu erklären, dass es für den Ratschlag zu spät war und ich ja nun hier gelandet sei. Um uns herum schien kein weiterer Reisender Englisch zu verstehen, aber alle lauschten mucksmäuschenstill dem Gespräch und starrten mich mit großen Augen an. Es war ein komisches Gefühl, der einzige Ausländer zu sein.

»What do you want here?«, erkundigte er sich.

Was willst du hier? Diese Frage stellte ich mir inzwischen selbst. In der Ausschreibung der EFD-Stelle stand, dass ich mit Blinden und mit Straßenkindern Mosaik bauen würde, dass ich in Grundschulen Englisch unterrichten sollte und dreimal die Woche türkischen Sprachunterricht bekommen würde. *Vorausgesetzt, die Person, die mich am Flughafen abholen soll, steht auch um diese Uhrzeit noch draußen und wartet auf mich*, schoss es mir durch den Kopf. Ein

Schreck durchzuckte mich: *Und was, wenn nicht?* Langsam bekam ich Panik.

Nachdem ich unter den skeptischen Blicken der Grenzpolizisten endlich die Passkontrolle hinter mich gebracht hatte, musste ich nur noch mein Gepäck auf dem scheinbar einzigen Fließband des Flughafens finden.

Dann war ich so weit, um mich zwischen den Massen an kopftuchtragenden älteren Damen und mit viel Sperrgepäck beladenen Männern nach draußen schieben zu lassen. Kaum an der frischen Luft hörte ich schon meinen Namen: »Sabine!« »Sabine!« »Sabine!« Es waren gleich mehrere Stimmen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich war nicht mehr alleine!

Eine ganze Horde junger türkischer Leute kam gut gelaunt zu mir gestürmt und nahm mir mein Gepäck ab. Nachdem sie es in einen Kleinbus verladen hatten, baten sie mich, einzusteigen. Im Bus saßen noch mehr gut gelaunte Leute und die Musik war so laut, dass es mir schwerfiel, die Namen zu verstehen. Einer, der besonders gut Englisch konnte, stellte sich mir als Co-Manager des Projektes vor und erklärte mir, dass alle bis gerade eben Party gemacht und getrunken hatten, um mich anschließend gemeinsam am Flughafen abzuholen. Es war absolut kein Problem, dass ich zu spät kam.

Ich war erleichtert, wobei ich noch mal einen Blick auf den Fahrer warf, um zu sehen, ob denn wenigstens er nüchtern aussah. Und ja, das tat er.

Die Atmosphäre in dem Kleinbus war eine völlig andere als gerade eben noch im Flughafen, wo man mir so viel Angst gemacht hatte. Auf der circa dreißigminütigen Fahrt versuchte ich, so viel wie möglich durchs Fenster im durch orangefarbene Laternen beleuchteten Gaziantep zu erkennen. Es sah staubig aus und ärmlich. Viele kleine Buden mit heruntergelassenen Rollläden, die nicht so wirkten, als würden dort tatsächlich Leute einkaufen gehen, standen dicht an

dicht. Ich konnte es kaum erwarten, bei Tageslicht alles zu erkunden – aber sicherlich nicht alleine. Irgendwie hatte ich doch Respekt vor den Warnungen in der Schlange am Flughafen. Das mulmige Gefühl hatte mich noch nicht so ganz verlassen.

Nachdem mir mein Zimmer zugewiesen worden war, fiel ich um kurz nach vier Uhr todmüde ins Bett. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Hier gab es nämlich im Gegensatz zu den Buden am Straßenrand leider keine Rollläden. Das orangefarbene Licht der Straßenlaterne schien direkt in mein Fenster und ließ mich vielmehr im Zimmer umherstarren und denken: *Was mache ich hier bloß? Ob das so eine gute Idee war, nach Gaziantep zu gehen?* Außer dem Bett gab es nichts, absolut nichts in dem Zimmer. *Werde ich es schaffen, hier ein Jahr zu leben?*, fragte ich mich.

Als ich endlich einschlief, wurde ich bald wieder vom sehr lauten Gebetsruf der Moschee nebenan aufgeschreckt. Im Urlaub mit meiner Oma hatte ich das auch schon mal gehört, aber da schien es so viel weiter weg als jetzt. Und warum mitten in der Nacht? Würde das jetzt jede Nacht so gehen? »Natürlich, gewöhn dich dran, Sabine«, sagte ich zu mir selbst, drückte das Kissen auf meinen Kopf und versuchte, noch einmal einzunicken. Stattdessen knurrte mir der Magen und mir fiel auf, dass ich einen Riesenhunger hatte. Ich hatte ja quasi die Nacht durchgemacht, ohne einen Bissen zu essen. Frühstück gab es erst um neun Uhr, wie mir der Co-Manager auf der Fahrt vom Flughafen zum EFD-Haus gesagt hatte. Bis dahin musste ich es noch irgendwie aushalten. Also war es besser, ich versuchte, noch ein wenig zu schlafen.

Als es endlich neun Uhr war, stand ich bereits im Esszimmer – als Einzige. Es sah auch nicht so aus, als würde hier irgendwer Frühstück vorbereiten. Ich lief ein bisschen durch die weiteren Räume, guckte mir Listen, Briefe und Postkarten an der Pinnwand im Flur an, fand ein paar deutsche Türkischlernbücher und versuchte, mir die Zeit

zu vertreiben, bis endlich um elf Uhr die ersten Stimmen zu hören waren. Deutsche Stimmen. Zwei junge Frauen kamen die Treppe herunter, begrüßten mich freundlich und stellten sich als Marlene und Jennifer vor. Nach einem kurzen Small-Talk war meine erste Frage direkt die nach dem Frühstück, das es doch eigentlich um neun Uhr geben sollte.

Sie schmunzelten und erklärten: »Hier macht sich jeder sein Frühstück selbst, du kannst dich einfach am Kühlschrank bedienen.«

Das war an sich eine gute Nachricht, aber verwundert war ich schon ein wenig über die Info, die mir nachts gegeben worden war. »Tja, das sind die sprachlichen und kulturellen Missverständnisse«, versuchten mich meine beiden Mit-EFDlerinnen zu besänftigen. »Und wir können dir sagen, es wird auch im Laufe des Jahres nicht viel anders werden.«

Nach einem eher deutschen Frühstück bestehend aus Scho-komüsli mit Äpfeln und Bananen, aber immerhin mit einem gut gefüllten Bauch, konnte ich der Herausforderung, mich auf eine neue Kultur einzulassen, schon wieder etwas freudiger entgehen.

Zurück in meinem leeren Zimmer sortierte ich meine Sachen aus dem Koffer in ein leeres Wandregal. Dort war immerhin Platz, um ein paar Kleidungsstücke unterzubringen. Alles, was ich nun besaß, war in diesem alten Koffer und dem kleinen Handgepäck. Ich war gespannt, wie es mir gelingen würde, für so lange Zeit so reduziert zu leben. Es fühlte sich aber auch irgendwie gut an, mit so wenig unterwegs zu sein.

Ehrlicherweise muss ich gestehen, dass das nicht mein gesamter Besitz war. Obwohl die Ansage am Strand in Antalya gelaftet hatte, dass ich alles loslassen sollte, was ich mir angesammelt hatte, konnte ich das trotzdem noch nicht zu hundert Prozent. Wenn ich in einem Jahr zurück in Deutschland wäre, dann brauchte ich doch wenigstens wieder meine Waschmaschine, meinen Kühlschrank und

mein Auto, so hatte ich gedacht. Während ich viele andere Dinge tatsächlich verschenkt oder beim Sozialen Möbeldienst abgegeben hatte, hatte ich diese drei, in meinen Augen sehr wertvollen Dinge, nur verliehen. Irgendwie ließ sich das meinem Gewissen gegenüber gut rechtfertigen. Und die Kisten mit den Büchern und persönlichen Dingen, die auf dem Dachboden der Kirchgemeinde in Kodersdorf eingelagert waren, auch.

Es klopfte an meiner Tür. Die beiden deutschen Mädels kamen herein und fragten mich, ob ich gerne mit ihnen nach Kahramanmaras fahren wolle. Was auch immer das war, ich hatte große Lust, in ihrer Gesellschaft etwas von der Umgebung zu entdecken. Zuerst guckte ich mir die beiden jedoch noch mal genauer an, um zu erraten, was man bei so einem Ausflug wohl anziehen sollte. Beide waren europäisch in Jeans und Winterjacke unterwegs, daher brauchte ich mir wohl keine Sorgen zu machen, ob ich vielleicht einen Rock oder gar ein Kopftuch bräuchte.

Marlene war mit ihrem Auto aus Deutschland gekommen und mit diesem fuhren wir nun eine Dreiviertelstunde nördlich in die zauberhafte Stadt Kahramanmaras. Allein der Weg dorthin, bei laut dudelnder türkischer Radiomusik, vorbei an weitem, bergigem, kargem Land und kleinen Dörfchen mit spitzen, raketenähnlichen Minaretten, war wie das Eintauchen in eine neue Welt.

In Kahramanmaras angekommen entdeckte ich überall Eisrestaurants, die mitten im Dezember geöffnet waren, denn genau das ist das berühmte Markenzeichen der Stadt, das »Kahramanmaras-Eis«, das aus besonderen Zutaten aus den Bergen hergestellt wird. Wir setzten uns in ein traditionelles Eiscafé mitten in der Marktstraße und bekamen weißes Eis im Block serviert und dazu, statt einem kleinen Löffel, Messer und Gabel in eine Serviette eingewickelt. Der Geschmack überzeugte mich zunächst nicht so, aber von der Tatsache, dass es hier so viel Neues zu entdecken gab, war ich hellauf begeistert.

Ich war sehr dankbar, dass ich mit Marlene und Jennifer unterwegs sein durfte. Sie sprachen beide schon richtig gut türkisch und bewegten sich völlig frei und selbstbewusst in diesem mir noch sehr fremden Land. An ihrer Seite fühlte ich mich bei diesem ersten Ausflug ins türkische Leben gut aufgehoben und hatte auch nicht den Eindruck, dass wir besonders angestarrt wurden.

Das einzig Seltsame war, als wir mitten in Kahramanmaras an einer roten Ampel standen und alle Autos hinter uns erboht hupten. Als dann sogar einer ausstieg und wutentbrannt an unsere Fahrerscheibe klopfte, gab Marlene tatsächlich bei Rot Gas. Alle anderen Autos fuhren dann auch bei Rot hinter uns her. »Wieder was gelernt«, lachte Marlene laut und wir machten uns auf zu einer traumhaften Rückfahrt nach Gaziantep.

In der Abenddämmerung leuchteten die leicht mit Schnee bepuderten Berge rosa. Als es Nacht wurde, sahen wir, dass sich über den nun dunkelblauen Bergen auch der tief orangefarbene Mond verdunkelte. Wow, eine Mondfinsternis! Und noch dazu sahen wir zwei Sternschnuppen!

»In welchem Märchenland sind wir denn hier gelandet?«, fragten wir uns.

»Sabine, du hast es gut. Du hast ja noch ein ganzes Jahr hier vor dir. Warte erst mal, bis der Sommer kommt. Das ist so schön!«, sagte Marlene ein wenig wehmütig, weil ihr selbst nur noch wenige Wochen blieben.



Am Wochenende waren alle anderen Bewohner des Hauses entweder im Rückzugsmodus oder verreist gewesen, was vielleicht erklärte, warum Marlene, Jennifer und ich den Frühstücksraum am Sonntag für uns allein gehabt hatten. Aber Montagfrüh sollte der EFD-All-

tag für alle wieder starten und nun traf ich endlich alle wichtigen Personen für meinen Einsatz hier.

Meine wesentlich jüngere »Mentorin« rief mich ins Büro, stellte sich kurz vor und führte mich dann zum »Boss«. Ahmed, genauso alt wie ich, war der Leiter des Projektes. Er war freundlich, aber sehr bestimmt. Als Erstes sprach er an, dass ich doch bitte der Entsendeorganisation in Deutschland noch mal sagen solle, sie möchten bitte bald das Geld für mich an ihn überweisen. Wie das alles beim EFD mit den Finanzen abgewickelt wurde, wusste ich nicht, aber natürlich versprach ich, noch am selben Tag meiner Entsendeorganisation in Görlitz Bescheid zu sagen. Dann ging es ein wenig um das, was sie mit den 25 Freiwilligen so alles machten und zuvor schon gemacht hatten und dass es ein entspanntes und lockeres Leben im Haus war und bleiben sollte. Wie ich mich darin einbringen könnte oder was meine Begabungen sind, war nicht unbedingt gefragt. Das war ungewohnt für mich als Deutsche, noch dazu als ausgebildete Jugendreferentin, schließlich hatte ich einiges an Erfahrung in der Jugendarbeit zu bieten. Aber ich konnte es auch als eine gute Erfahrung sehen, einfach mal mitzumachen.

Zum Abschluss wünschte er mir schöne sechs Monate in seinem Haus. »Oh, hab ich da richtig gehört? Das sollte wohl ein Scherz sein? Ich habe ja in Deutschland einen EFD-Vertrag für ein Jahr unterschrieben«, wandte ich erschrocken ein.

Wenig beeindruckt erwiderte er, da sei ihm wohl ein Fehler passiert. Er habe für mich nur sechs Monate bei der Nationalagentur des EFD Türkei beantragt. Das ließe sich nun leider nicht mehr rückgängig machen. Aber wenn ich am Ende länger bleiben wolle, fände sich sicher irgendwie eine Lösung.

Das war erst mal ein Schock für mich. Klar, Fehler können passieren. Aber nach sechs Monaten schon wieder heimzuziehen, kam mir absurd vor, wenn es wirklich Gott war, der mich da in die Tür-

kei gerufen hatte. Was und wo war jetzt überhaupt noch zu Hause? Meine Waschmaschine, mein Kühlschrank und mein Auto waren jedenfalls quer über die Republik verteilt. Außerdem hatte ich meine Arbeit im Schulklub in Kodersdorf gekündigt, um hier zu sein. Hatte ich tatsächlich für gerade mal sechs Monate alles zu Hause loslassen sollen?

Nochmals musste ich loslassen von meinen Plänen, wenigstens für ein Jahr in der Türkei zu sein. Die Aufenthaltsgenehmigung hatte ich zwar bereits bis Dezember 2012, aber wo sollte ich bleiben und was sollte ich tun, wenn ich das EFD-Haus verlassen musste? Fragen über Fragen.

Ich wollte trotzdem versuchen, diese sechs Monate mein Bestes in dem Projekt zu geben. Es blieb mir ohnehin nichts anderes übrig, als abzuwarten, wie sich die Dinge entwickelten, ja, und zu beten, dass Gott gute Lösungen schenken würde.